

## Thema 2: Autoritäten

### Aufgabe 2

#### Autorität und Schule

**Schreiben Sie eine Zusammenfassung.**

**Situation:** Als Vorbereitung für eine Diskussion in Ihrer Klasse bzw. in Ihrem Kurs zum Thema *Autorität und Schule* fassen Sie für Ihre Mitschüler/innen bzw. Kurskolleginnen/Kurskollegen ein Interview zusammen.

Lesen Sie das Interview *Die schwache Autorität der Schule* mit Roland Reichenbach aus der Wochenzeitung *Die Furche* vom 22. September 2011 (Textbeilage 1).

Schreiben Sie nun die **Zusammenfassung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie, was Roland Reichenbach unter Autorität versteht und welche Merkmale er ihr zuschreibt.
- Geben Sie wieder, welche Herausforderungen laut Reichenbach heute mit dem Konzept *Autorität* verbunden sind.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

# Die schwache Autorität der Schule

*Der Baseler Pädagoge Roland Reichenbach über Autorität als Tauschprozess in der Schule – und die abnehmende Loyalität der Eltern mit den Lehrern.*

---

*Interview: Doris Helmberger*

Die Klage über die abnehmende Disziplin der Schülerinnen und Schüler und ihre schrumpfende Akzeptanz jeglicher Formen von Autorität ist Teil jeder Schuldebatte. Mit Recht? Roland Reichenbach, Pädagogik-Professor an der Universität Basel und Autor des Buches „Pädagogische Autorität“, nimmt im FURCHE-Interview dazu Stellung.

**Die Furche:** *Autorität ist ein Reizthema – in der Pädagogik wie überall sonst. Woher kommt diese Emotionalität in der Debatte?*

**Roland Reichenbach:** Im deutschsprachigen Bereich hat es viel mit der deutschen Geschichte zu tun. Dazu kommt allgemein, dass Autorität eine asymmetrische Beziehung bezeichnet und wir es uns in demokratischen Verhältnissen angewöhnt haben, Beziehungen immer symmetrisch zu denken – und sie auch so zu bezeichnen: Unterebene heißen etwa nicht mehr Unterebene, sondern Mitarbeiter. Es ist wichtig und eine Frage des Anstands, dass man Befehls- und Gehorsamsstrukturen kaschiert und inferiore oder superiore Positionen verschleiert. Diese Leitmoral übertragen wir auch auf die Pädagogik, wo wir es uns angewöhnt haben, von Partnerschaftlichkeit,

Gemeinsamkeit und Partizipation zu reden – wobei es hinter diesem offiziellen Diskurs eben auch eine andere Realität gibt. Und zweitens ist Autorität ein Reizthema, weil man vielfach glaubt, dass sie vor allem mit Macht und Machtmissbrauch zu tun hätte und nicht einfach nur eine wechselseitige Abhängigkeit bedeuten würde.

**Die Furche:** *Inwiefern ist der Lehrer von den Schülern abhängig?*

**Reichenbach:** Er hängt von ihrem Goodwill und ihrer Zustimmung ab. Ein Autoritätsverhältnis ist immer ein Tauschverhältnis, und wenn man Kindern gegenüber Respekt und Interesse zeigt, ist das schon ein gutes Angebot. Natürlich ist die Idee, dass man durch Motivation und Psychologie ein Klima schafft, in dem alle völlig interessiert sind, eine totale Illusion. Und trotzdem gibt es ein Klima, das mehr oder weniger förderlich ist. Wenn wir uns etwa an die „Rütli-Schule“ erinnern (*2006 hatten Lehrer dieser „Problemschule“ im Berliner Bezirk Neukölln mit öffentlichen Schilderungen ausufernder Schüler-Gewalt für Diskussionen gesorgt, Anm.*), so haben die Schüler dort in Fernseh-Interviews deutlich gemacht, dass sie sich von dieser Gesellschaft überhaupt nichts mehr erwarten. Warum sollten sie sich also anstrengen? Eine Autorität hat

dann Macht, wenn sie Belohnung glaubhaft in Aussicht stellen kann: in Form von Anerkennung, guten Noten, Lehrstellen etc. Wenn das aber nicht der Fall ist, dann wird es schwierig.

**Die Furche:** *Über Disziplinprobleme wird aber nicht nur an Schulen in sozialen Brennpunkten geklagt. Entsprechend hohe Wellen hat 2006 Bernhard Buebs Streitschrift „Lob der Disziplin“ [...] geschlagen ...*

**Reichenbach:** Das Buch selbst finde ich problematisch, weil es viele prekäre Aussagen enthält. Aber es war ein Tabubruch, weil sich die Erziehungswissenschaft lange Zeit überhaupt nicht mehr mit Autorität beschäftigt hat, und wenn, dann nur negativ. Was aber Autorität im positiven Sinn bedeutet, nämlich als Merkmal einer Beziehung, die gekennzeichnet ist von Anerkennung, darüber hat man nicht gesprochen. Jetzt sehen aber viele Menschen mit Unbehagen, dass die Autorität der Institutionen, unter anderem jene der Schule, eindeutig geschwächt ist. Und das wirkt sich auch auf die Autorität der einzelnen Lehrpersonen aus. Sie fühlen sich ja auch von den Eltern nicht mehr als Autorität anerkannt: In der Schweiz sind etwa die Eltern einer der Hauptgründe, warum Grundschullehrerinnen ihren Beruf an den Nagel

hängen. Als Klischee könnte man es so ausdrücken: Früher wurde das Kind in der Schule vom Lehrer geschlagen und dafür zu Hause noch einmal geprügelt. Heute wird das Kind in der Schule kritisiert – und der Reflex der Eltern lautet: So darf man nicht mit unserem Kind umgehen! [...]

**Die Furche:** *Kann man auch lernen, Autorität auszustrahlen?*

**Reichenbach:** Sagen wir es so: Es gibt viele Quellen von Autorität: Wissen ist so eine Quelle, oder Authentizität, oder Organisations-talent. Umso wichtiger ist es für die Lehrperson, herauszufinden, wo sie wirklich stark ist – und wo nicht.

**Die Furche:** *Gibt es typische Persönlichkeitsmerkmale von Lehrern mit Autorität?*

**Reichenbach:** Nein. Die Persönlichkeit eines Lehrers ist zwar insgesamt wichtig. Doch im Rahmen von Forschungen, bei denen 300 „Best Practitioners“ unter die

Lupe genommen wurden, hat man keinerlei gemeinsames Persönlichkeitsprofil entdeckt. Man kann also auf unterschiedlichste Art und Weise ein sehr guter Lehrer oder eine sehr gute Lehrerin sein. Manche haben Extrovertiertheit als Stärke, bei anderen wird gerade ihre stille Art geschätzt. Es hat eher mit dem Selbstverständnis als Lehrperson zu tun, also mit der beruflichen Identität. [...]

**Die Furche:** *Und dann sollte Schule ganz nebenbei auch noch ein Ort sein, an dem Lernen Spaß macht ...*

**Reichenbach:** Das ist natürlich eine Illusion! Wenn Lernen Spaß macht, ist es gut. Aber erstens kann man Spaß nicht erzwingen, und zweitens ist Lernen in vielerlei Hinsicht eine schwierige, mühsame Angelegenheit. Und das wird heute oft etwas diffamiert. In der Schule gibt es nun einmal Allgemeinbildung und Schulpflicht, alle sollen mit allem in Berührung kommen. Die lange Schulzeit kommt noch dazu: Vor hundert Jahren gingen

die Leute sechs Jahre in die Schule, heute sitzen wir ewig hier und müssen Scheine machen. Nicht zuletzt beginnt auch die Geschlechtsreife immer früher: Vor 200 Jahren lag sie bei Mädchen bei 18 Jahren, heute liegt sie bei elf Jahren. Wir haben Schülerinnen und Schüler, die sehen aus wie Frauen und Männer, aber werden behandelt wie Kinder. Das muss man alles mitbedenken, wenn man über Autorität in der Schule spricht. Andererseits ist es aber auch normal, dass Autorität in Frage gestellt wird. Das darf auch gar nicht anders sein, weil ein junger Mensch, der erwachsen werden will, sich von seinen Eltern befreien können muss. Dazu ist es aber wichtig, dass es Friktionen gibt. Wenn man nur auf Verständnis stößt, kann man seine Freiheit nicht praktizieren. Man braucht Grenzen, damit man sie überschreiten kann. Insofern ist Autorität in modernen Gesellschaften immer auch in der Krise, und das ist gut so. ■

Quelle: Die Furche, 22. September 2011, S. 22–23.

## INFOBOX

offizieller Diskurs: hier vorherrschende öffentliche Meinung zu einem bestimmten Thema

## Thema 2: Berufsperspektiven der Zukunft

### Aufgabe 1

#### Trotz Fleiß kein Preis

**Schreiben Sie eine Zusammenfassung.**

**Situation:** Im Rahmen eines Projekts zum Thema *Arbeitswelt(en)* an Ihrer Bildungsinstitution findet eine Diskussion zu sozialen Aufstiegschancen statt. Für die Teilnehmer/innen fassen Sie einen Bericht zusammen.

Lesen Sie den Bericht *Aufsteigen? Reich werden? Vergessen Sie's!* von Daniel Eckert und Holger Zschäpitz aus der Online-Ausgabe der deutschen Tageszeitung *Die Welt* vom 11. Juli 2017 (Textbeilage 1).

Schreiben Sie nun die **Zusammenfassung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie die Veränderungen im Hinblick auf Aufstiegschancen laut Textbeilage.
- Geben Sie die wirtschaftlichen und gesamtgesellschaftlichen Folgen dieser Veränderungen wieder.
- Nennen Sie in der Textbeilage angeführte Maßnahmen, die dazu geeignet sind, diesen Folgen entgegenzuwirken.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Soziale Unterschiede

# Aufsteigen? Reich werden? Vergessen Sie's!

*Das Versprechen, dass Leistung sich lohnt, gilt immer seltener. Eine neue Studie sieht die Stabilität der Gesellschaft bedroht, vor allem in den angelsächsischen Ländern – aber nicht nur dort.*

---

Von Daniel Eckert und  
Holger Zschäpitz

Es gibt sie noch, die Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Geschichten. Bill McDermott ist so ein Fall. Er schaffte es, als Spross einer New Yorker Arbeiterfamilie zum bestbezahlten Manager im Deutschen Aktienindex aufzusteigen. Mit einem Jahresgehalt von 14 Millionen Euro verdient der SAP-Chef in einem Monat so viel wie sein Vater im ganzen Leben.

Doch der 55-jährige McDermott ist eine Ausnahmeerscheinung. Und das nicht nur wegen seiner außergewöhnlichen Talente, die ihm schon früh eine Spitzenposition einbrachten. Auch der Lebensweg des Aufsteigers aus dem New Yorker Arbeiterviertel Queens scheint mehr und mehr zur Ausnahme zu werden.

Das Gefühl, dass die westlichen Gesellschaften ihr Aufstiegsversprechen nicht mehr halten, gibt es schon länger. In der Wissenschaft wird die Frage kontrovers diskutiert. Nun schlägt sogar eine Institution Alarm, die nicht im Verdacht steht, besonders sozial

bewegt zu sein: die Finanzindustrie.

Die britische Versicherungsgruppe Standard Life widmet dem Schwinden der sozialen Mobilität eine Studie. Die Ökonomen haben Hunderte Daten aus verschiedenen Staaten zusammengetragen. Sie zeigen, dass der gesellschaftliche Aufstieg so schwierig geworden ist wie noch nie seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Heute bestimmt das Elternhaus die Perspektiven, mehr denn je.

„Lotterie der Geburt“ haben die Experten ihre Publikation überschrieben und warnen davor, dass die Welt wertvolles ökonomisches Potenzial verschenkt. Mangelnde Aufstiegschancen tangieren nicht nur das Wirtschaftswachstum negativ. Auch die Gesellschaft als Ganzes wird instabiler.

Denn Ungleichheit, auch in ihrer produktiven Form, wird leicht unerträglich, wenn das Gefühl nicht mehr da ist, aus eigener Kraft den Sprung nach vorn zu schaffen. „In praktisch allen Ländern, für die Daten vorliegen, gibt es einen

klaren Zusammenhang zwischen den eigenen Einkommensaussichten und dem Einkommen der Eltern“, sagt Jeremy Lawson, Chefökonom bei Standard Life und Autor der Studie.

Immerhin gebe es erhebliche Unterschiede von Land zu Land. Eine besonders ausgeprägte Korrelation hat Lawson für Großbritannien, Italien, die USA und Frankreich identifiziert.

„In diesen Ökonomien vererbten sich die Gehaltsunterschiede zu mehr als 40 Prozent auf die nächste Generation.“ Das heißt: Die Chancen, wie McDermott als Arbeiterkind zum Vorstandsvorsitzenden aufzusteigen oder auf andere Weise wohlhabend zu werden, sind zunehmend gering.

In den USA wurde daher eigens eine wissenschaftliche Kommission zur Chancengleichheit ins Leben gerufen, die gleich mit einer dystopischen Zahl für Aufsehen sorgte, nämlich 50 Prozent. Nur noch jeder zweite 30-Jährige verdient heute mehr als die eigenen Eltern, als sie im gleichen Alter waren.

Das steht in einem starken Kontrast zur „goldenen Ära“ der sozialen Aufstiegsmöglichkeiten. Noch in den 1980er-Jahren, als also die zwischen 1950 und 1960 Geborenen 30 wurden, lag der Anteil bei 80 Prozent. Dieses generelle Aufstiegsversprechen, dass es der kommenden Generation stets besser als der vorhergehenden geht, gilt so nicht mehr.

Zu den problematischen Ländern zählt Großbritannien, das Land des Brexit-Votums. Auf der Insel hat die Social Mobility Commission im vergangenen Jahr festgestellt, dass die Leiter des sozialen Aufstiegs kaputt sei: „broken“. [...]

Keine westliche Gesellschaft weist heute noch vergleichbar hohe Werte für soziale Aufstiegsmöglichkeiten auf wie vor 30 Jahren. Doch nicht überall sieht es so deprimierend aus wie in den USA, in Großbritannien oder in Italien. In den skandinavischen Volkswirtschaften, in Deutschland und in Kanada ist der Einfluss des Elternhauses dagegen merklich kleiner. Aber auch hier lässt sich die Macht der Geburtslotterie messen, sagt Lawson.

Länder mit geringerer Einkommensmobilität (Kinder spielen in der gleichen Einkommensliga wie die Eltern) fallen oft durch ein höheres Maß an Ungleichheit insgesamt auf. [...]

Aus Sicht der ärmeren Menschen ist das ein doppelter Schlag. Denn es bedeutet: Nicht nur ihre

Chancen aufzusteigen sind geringer, auch die Vermögensunterschiede sind größer, und die Aussichten, die Lücke zu verkleinern, sind mager.

Aus Sicht der Wissenschaftler ist soziale Mobilität eine der wichtigsten Determinanten für wirtschaftlichen Erfolg. Zwischen Aufstiegsmöglichkeiten und wahrgenommener Ungleichheit besteht ein komplexer, keineswegs trivialer Zusammenhang.

Auf der einen Seite schwindet aktuell die Akzeptanz der Menschen für Ungleichheit. Auf der anderen Seite ist die Wahrnehmung aber teils auch verzerrt: Menschen machen zunehmend Ungerechtigkeiten aus, die so gar nicht existieren.

Dabei ist ein gewisses Ausmaß an Ungleichheit unerlässlich für eine dynamische Wirtschaft. Nur wer den Anreiz sieht, für Leistung auch entsprechend belohnt zu werden, wird ins Risiko gehen.

„Gemessen an den Bruttolöhnen ist die Ungleichheit in Deutschland in den letzten Jahren zurückgegangen“, erklärt Jörg Krämer, Chefvolkswirt der Commerzbank. Wegen der sehr guten Lage am Arbeitsmarkt hätten gering qualifizierte Arbeitnehmer einen Teil der vorherigen Einkommensverluste aufgeholt. „Wenn viele Menschen trotzdem eine wachsende Ungleichheit wahrnehmen, liegt das vermutlich an der zunehmenden sozialen Separierung.“

Separieren heißt: Familien mit überdurchschnittlichen Einkommen ziehen sich in sogenannte gute Stadtviertel zurück, nicht zuletzt, um ihren Kindern bessere Schulen bieten zu können. Dagegen nehmen die Probleme in den anderen Stadtvierteln zu, die Kinder dort haben schlechtere Bildungs- und wohl auch Berufschancen.

Experten sind sich einig, dass die soziale Mobilität eine der Schicksalsfragen im Zeitalter der Digitalisierung ist. Je mehr die Gesellschaften und Arbeitswelten technisiert werden, desto stärker ist eine Volkswirtschaft auf mobile Arbeitnehmer angewiesen. Am aussichtsreichsten erscheinen also Investitionen in Bildung.

„Der Staat muss endlich dafür sorgen, dass er gute Bildung nicht nur Kindern bietet, deren Eltern sich Wohnungen in guten Vierteln leisten können“, sagt Krämer. Unter guter Bildung versteht der Ökonom keine Noteninflation oder das Abitur für alle. Eine übertriebene Akademisierung helfe nicht weiter.

„Vielmehr brauchen wir ein differenzierendes Schulsystem, dessen Abschlüsse wegen ihrer Qualität bei den Arbeitgebern anerkannt werden. Nur wenn die staatlichen Schulen das wieder leisten, hört die Flucht an die Privatschulen auf, an denen Kinder aus bildungsfernen Haushalten unterrepräsentiert sind.“

Die Forscher der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit (OECD) haben festgestellt, dass die Politik früh aktiv werden muss, um die soziale Mobilität wieder in Gang zu bringen.

„Staatliche Fördermaßnahmen schon im Kindesalter können einen Beitrag zur sozialen Mobilität leisten [...]“. [...] ■

Quelle: <https://www.welt.de/wirtschaft/article166520119/Aufsteigen-Reich-werden-Vergessen-Sie-s.html> [24.07.2020].

Hinweis: Die Zwischenüberschriften des Textes wurden entfernt.

## INFOBOX

dystopisch: *hier* in eine bedrohliche, negative Zukunft weisend

SAP: großes deutsches Softwareunternehmen

## Thema 3: Bewegung

### Aufgabe 1

#### Kultur des Gehens

**Schreiben Sie eine Zusammenfassung.**

**Situation:** Im Rahmen eines Projekts im Deutschunterricht zum Thema *Fortbewegung im Wandel der Zeit* fassen Sie den Feuilletonbeitrag *Gehend den Geist beflügeln* für die Projektbroschüre zusammen.

Lesen Sie den Feuilletonbeitrag *Gehend den Geist beflügeln* von Michael Krassnitzer aus der Wochenzeitung *Die Furche* vom 28. April 2016 (Textbeilage 1).

Schreiben Sie nun die **Zusammenfassung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie, welche Wirkungen dem Zu-Fuß-Gehen laut Textbeilage zugeschrieben werden.
- Geben Sie wieder, wie sich der Stellenwert des Zu-Fuß-Gehens verändert hat.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.



# Gehend den Geist beflügeln

*Loblied auf die Kultur des Zu-Fuß-Seins: Warum gerade Dichter und Denker das Flanieren, Spazieren und Wandern beschwören.*

---

Von Michael Krassnitzer

[...]

Sören Kierkegaard war ein leidenschaftlicher Spaziergänger. Gehen war ihm eine Quelle von Inspiration und Kraft: „Ich bin zu meinen besten Gedanken gegangen, und ich kenne keinen Gedanken, der so bedrückend wäre, dass man ihn nicht gehend hinter sich lassen könnte.“ Der dänische Philosoph war beileibe nicht der einzige Geistesmensch, für den die Fortbewegung zu Fuß eine subjektive Notwendigkeit darstellte. Nicht nur Denker, sondern auch zahllose Literaten bekannten sich zu ihrer Passion, per pedes von einem Ort zum anderen zu streben. „Wenn ich nicht schnell und weit gehen könnte, würde ich explodieren und sterben“, bekräftigte Charles Dickens. Und Henry David Thoreau war überzeugt: „Ich glaube, dass ich meine körperliche Gesundheit nur bewahre, indem ich täglich mindestens vier, gewöhnlich jedoch mehr Stunden damit verbringe, völlig frei von allen Forderungen der Welt durch den Wald und über Hügel und Felder zu schlendern.“ [...]

## „Träumereien des einsamen Wanderers“

Gehen ist des Menschen ur-eigenste Art der Fortbewegung.

Zum Thema der Dichter und Denker wurde das Gehen erst, als es durch die Verbreitung neuer Transportmittel in der Epoche der Romantik seine Selbstverständlichkeit einbüßte. Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Hölderlin waren begeisterte Wanderer. Die englische Literatur würde ohne ihre passionierten Spaziergänger nur ein kümmerliches Dasein fristen: Robert Louis Stevenson, Sir Walter Scott, Jane Austen und die Brontë-Geschwister waren allesamt exzessive Geher. Gemeinsamer Urvater war Jean-Jacques Rousseau, jener Romantiker *avant la lettre*, der nicht zuletzt in den „Träumereien des einsamen Wanderers“ ein Zurück zur Natur predigte, auch wenn er diese Formulierung selbst nicht gebrauchte.

Glaubt man all den vorliegenden literarischen Zeugnissen, dann kommen mit dem Körper auch die Gedanken in Bewegung: Gehen als Quell von Erkenntnis, Sinn, Freude, Euphorie, Ekstase. Gehen ist jedoch mehr als ein Ansporn für große Gedanken und Gefühle. Es ermöglicht dem Gehenden auch eine andere, besonders intensive Wahrnehmung der durchgangenen Landschaft: Gehen ist also auch ein Akt der Erkundung, des Erforschens. „Wer glaubt, man sieht mit den Augen allein, irrt. Wer

ausschreitet, der lernt mit dem ganzen Körper zu sehen“, schreibt [Ilija] Trojanow. Bereits die englische Schriftstellerin Elizabeth von Arnim kam zu einem ähnlichen Befund: „Wandern ist die vollkommenste Art der Fortbewegung, wenn man das wahre Leben entdecken will.“ Mit dem Begriff „*dérive*“ hat Guy Debord eine – stark architekturtheoretisch geprägte – Strategie der spielerischen Aneignung einer Stadtlandschaft durch Fußgänger entworfen.

## Spielerische Aneignung der Stadt

Die Zu-Fuß-Gehenden können ja mittlerweile in vier Gruppen eingeteilt werden: den Wanderer, der sich durch die freie Natur bewegt; den Spaziergänger, der seine Schritte auf Regionen gezähmter Natur beschränkt, etwa auf Parks, gepflegte Landschaften oder menschliche Siedlungen; den von Walter Benjamin ins Spiel gebrachten Flaneur, der durch die Straßen der Metropolen schweift; und schließlich jenen Namenlosen, der im Zuge seiner „*dérive*“ auch die Un-Orte der großstädtischen Landschaft und Peripherie per pedes erschließt.

Bis ins 20. Jahrhundert hinein schlug dem Wanderer häufig Misstrauen entgegen. Schließlich waren ja auch ungeliebte Gruppen

wie Diebe, Landstreicher, Bettler, Hausierer und diverse fahrende Völker zu Fuß unterwegs. Den englischen Dichtern der Romantik, schreibt Trojanow, wurde so oft Unterkunft und Essen verweigert, dass Percy Shelley vorschlug, sie sollten sich als Priester verkleiden. Als sie zu Fuß Los Angeles erkundeten, wurden Aldous Huxley und Ray Bradbury von der Polizei aufgefordert, sich auszuweisen. Dieser Argwohn gegenüber den Gehern hat sich heute ins Gegenteil verkehrt. Wandern und Spaziergehen sind im Zuge des grassierenden Gesundheitsfetischismus geradezu zu einem moralischen Imperativ geworden. Heute schlägt die Abneigung all jenen entgegen, die in der Stadt für kurze Strecken U-Bahn oder Bus benutzen, anstatt ihrer Gesundheit zuliebe zu Fuß zu gehen. Der Wanderwahn findet seine Entsprechung auch in der modernen Kleidung: „Man bekommt das Gefühl, dass ein großer Bergsteigerverein die Stadt besichtigt“, beschrieb Karl Lagerfeld den Anblick, der sich heutzutage auf den Trottoirs der Großstädte bietet. [...]

### Thomas Bernhards Fußmärsche

Ja, es gibt sie, die Verächter des Wanderns, des Spazierens und des Flanierens. „Spaziergehen lähmt den Geist“, behauptet etwa Max Beerbohm: „Die Erfahrung lehrt mich, dass, egal wie amüsant oder lehrreich einer im Sessel sitzend oder vor dem Kamin stehend auch zu plaudern weiß, ihm diese Fähigkeit umgehend abhanden kommt, sobald er einen zu einem Spaziergang mitnimmt.“ Wobei gesagt werden muss, dass der britische Schriftsteller hier einer Verwechslung unterliegt. Gedanken beim Gehen im eigenen Kopf zu entwickeln ist etwas anderes, als beim Gehen andere an seinen Gedanken teilhaben zu lassen. Ein Mitwanderer, der ununterbrochen vor sich hinplappert, hat schon so manchen Marsch zur Tortur gemacht: Am schlimmsten sind jene, die ununterbrochen die Schönheiten der Landschaft kommentieren, anstatt diese für sich selbst sprechen zu lassen. Beerbohm hätte wohl besser einmal einen Spaziergang mutterseelenallein unternehmen sollen. Dass dies die ideale Form des Reisens zu Fuß ist, wusste schon sein Kollege

Robert Louis Stevenson: „Man sollte also, um sich recht daran erfreuen zu können, eine Wandertour allein unternehmen.“

[...] Thomas Bernhard war ein großer Geher, was naturgemäß Niederschlag in seinem Werk fand. In „Holzfällen“ berichtet der Erzähler, der stark autobiografisch gezeichnet ist, von langen nächtlichen Fußmärschen quer durch Wien, während denen er einst ununterbrochen Arien aus italienischen Opern schmetterte. Bernhard hat sogar eine Erzählung namens „Gehen“ verfasst, in der er auch den Zusammenhang von Gehen und Denken abhandelt, was in der Feststellung mündet: „Denn tatsächlich ist es nicht möglich, längere Zeit zu gehen und zu denken in gleicher Intensität.“ Auf dem Höhepunkt des grandiosen Textes betritt eine der typischen Bernhard'schen Figuren während eines Spazieranges ein Bekleidungsgeschäft und verliert dort angesichts der vermeintlich miserablen Qualität der Stoffe den Verstand. Womit die These von der positiven Auswirkung des Gehens auf den Geist doch ein wenig relativiert wird. ■

Quelle: Die Furche, 28. April 2016, S. 3.

## INFOBOX

avant la lettre: *hier* seiner Zeit voraus